

Marco Politi
Franziskus unter Wölfen

Das Buch

Papst Franziskus hat nicht viel Zeit für seine Revolution. In Argentinien, wo viele mit ihm per Du sind und sich nicht scheuen, die Dinge beim Namen zu nennen, geben etliche Kirchenvertreter zu bedenken, dass seine Jahre gezählt sind. »Ich habe das Gefühl, dass Gott mich für eine kurze Zeit hierher gestellt hat«, so seine Überzeugung. Der argentinische Papst ist sich darüber im Klaren, dass er eine Wende herbeiführt. Für die Kirche ist das Endresultat des Umbruchs noch ungewiss. Es könnte ein New Deal wie der des amerikanischen Präsidenten Roosevelt dabei herauskommen – oder ein Erdbeben wie Gorbatschows Perestroika.

Der Autor

Marco Politi wurde in Rom geboren und gilt als einer der bekanntesten Vatikanexperten überhaupt. Der deutsch-italienische Journalist ist vielgelesener Autor, seine Bücher über Johannes Paul II., Benedikt XVI. und Franziskus waren Bestseller. Politi gilt als bestens vernetzt und mit Zugang zu exklusivem Insiderwissen. In Deutschland ist er bekannt aus zahlreichen Interviews für Print, Radio und Fernsehen.

Marco Politi

FRANZISKUS
UNTER WÖLFEN

Der Papst und seine Feinde

Aus dem Italienischen von
Gabriele Stein

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Titel der Originalausgabe:
Marco Politi: Francesco tra i lupi. Il segreto di una rivoluzione
© 2014 Gius. Laterza & Figli
All rights reserved

Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe 2017

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: wunderlichundweigand, Stefan Weigand
Umschlagmotive:
© picture alliance / Pressefoto UL – © DanielVilleneuve – iStock

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-451-06947-5

Eine Kurie, die keine Selbstkritik übt, ist ein kranker Leib. ... Es ist die Krankheit derer, die sich in Gebieter verwandeln, ... die Krankheit des »geistlichen Alzheimer« ... der Rivalität und der Eitelkeit ... Es ist die Krankheit derer, die ein Doppelleben führen ... Die Krankheit des Tratsches.

Franziskus

Für Riccardo

INHALT

I – Der Geruch der Schafe	9
II – Das Ende der imperialen Kirche	22
III – Ein Pfarrer im Vatikan	43
IV – Mit den Nichtglaubenden unterwegs	59
V – Die heimlichen Pfarrerinnen	73
VI – Tod vor dem Vatikan	87
VII – Selbstkritik eines Papstes	106
VIII – Das Programm der Revolution	119
IX – Petrus hatte keine Bank	139
X – Franziskus und die Wölfe	166
XI – Der Krieg der Kardinäle	183
XII – Der Zorn der Mafia	216
XIII – Ein Papsttum auf Zeit	230
XIV – Rom, ein gefährlicher Ort	256
Anmerkungen	277
Danksagungen	287

KAPITEL I

Der Geruch der Schafe

Jorge Mario Bergoglio geht die Treppe hinunter zur U-Bahn-Station *Bolívar*, wenige Schritte von der Kathedrale entfernt, und steigt hinab in den Bauch der Stadt. Linie »E«, Richtung *Plaza de los Virreyes*. Langsam und rasselnd nähert sich der Zug, die Waggon sind mit Graffiti übersät. Der Bischof sucht sich einen Platz in der Nähe des Ausgangs und setzt sich hin; seine Miene ernst und ein wenig melancholisch, das ist sein üblicher Gesichtsausdruck. Niemand erkennt ihn in seiner schwarzen Priesterkleidung, er ist nicht oft im Fernsehen und meidet offizielle Anlässe. Der Großraum Buenos Aires hat dreizehn, das Stadtzentrum fast drei Millionen Einwohner.

Es ist warm in der dichtgedrängten Masse der Pendler im Waggon. Die Fahrgäste um Jorge herum schauen gedankenverloren vor sich hin, fixieren das nur hin und wieder von Neonlampen unterbrochene Schwarz der Tunnelwände, lassen dösend den Kopf hängen oder starren resigniert ins Leere. Manche – auch junge Menschen – haben etwas Hartes, Wildes in ihrem Blick. Jorge ist umgeben von Müttern mit Kindern, von denen nur die Nasenspitze zu sehen ist, von alten Menschen, die im fahrenden Zug bedrohlich hin und her schwanken, und von etlichen Jugendlichen, die mit ihren Smartphones herumhantieren.

Bei jeder Haltestelle geht ein Ruck durch den Zug, und die Bremsen kreischen schrill. Vierzig Minuten mit der U-Bahn quer durch Buenos Aires mit seiner Mischung aus

Ethnien, Herkunftsländern und Geschichten. Kinder und Nachkommen von Spaniern, Italienern, Russen, Chinesen, Afrikanern, Deutschen, Franzosen, südamerikanischen Immigranten jeder Nationalität und der Urbevölkerung Mittelamerikas. In den Waggons treffen Angehörige der Mittelschicht mit genau kalkuliertem Haushaltsgeld, junge Tagelöhner und die Vielen, die jeden Tag ums Überleben kämpfen, aufeinander.

Erzbischof Jorge Mario Bergoglio fährt nicht mit dem Wagen und hat auch keinen Chauffeur, genauso, wie er auch die elegante erzbischöfliche Residenz verschmäht und stattdessen zwei Zimmer im dritten Stock der Diözesankurie bezogen hat. Der Erzbischof kann Auto fahren: Mehr als einmal hat er in den Siebzigerjahren als Jesuitenprovinzial unter der Videla-Diktatur politisch Verfolgte, die einen Schlupfwinkel oder Fluchtweg suchten, in seinem Wagen mitgenommen. Doch heute fährt er nicht mehr. Seit er 1992 Weihbischof und später Primas von Argentinien geworden ist, zieht er es vor, in den täglichen Menschenfluss der öffentlichen Verkehrsmittel einzutauchen. Er nimmt die U-Bahn oder den *Colectivo*, den städtischen Autobus. Manchmal kommt es vor, dass eine Frau seine schwarze Kleidung sieht und ihn anspricht: »*Padrecito*, nehmen Sie mir die Beichte ab?« »*Sí, claro*«, antwortet er dann. Einmal, im Bus, wollte eine Frau gar nicht mehr aufhören, ihm von ihren Sünden zu erzählen, bis er sie schließlich höflich unterbrach: »An der übernächsten Haltestelle muss ich aussteigen.«¹

Plaza de los Virreyes: Nun muss Bergoglio mit seinen leichten Plattfüßen und dem schmerzenden Bein die 35 Stufen bewältigen, die nach oben führen. Dort an der Treppe hängt, mit frischen Blumen geschmückt, das kleine Bild einer Fatima-Muttergottes. Wenig später steht Jorge unter einem

großen Vordach, im Sommer ist die Luft hier schwül, im Winter kalt und feucht. Geduldig warten alle auf die *Premetro*, die schäbige Stadtbahn, die in die Vorstädte fährt. Bestimmt würde sich kein Prälat der vatikanischen Kurie, Kardinal und Vorsitzender der Bischofskonferenz und Bischof eines der vielen Länder, in denen die katholische Kirche vertreten ist, auf diese entnervende Routine einlassen. Und wenn doch, dann ist er gut versteckt.

Noch zwei Haltestellen, dann kommt Bergoglio in der *Villa Ramón Carrillo* an. »*Villas miseria*« werden die Elendsviertel hier genannt, oder, verschämter, »*Villas de emergencia*«. Die Gleise an der Haltestelle sind mit Papierabfällen und weggeworfenen Dosen übersät. Wenige Schritte weiter beginnt das Viertel. Illegal gebaute Häuser, die entweder halbfertig stehengelassen oder durch nachfolgende Anbauten erweitert worden sind. Die asphaltierte Straße endet nach wenigen Metern im Niemandsland. Der lehmige Boden ist von Rinnalen durchzogen, die nach Abwässern stinken. Hier gelten keine Gesetze. Ein paar Häuser, besser gepflegt, mit Blumenvasen in den Fenstern, erinnern an Pasolinis römische Vororte. Weit häufiger begegnet man einer rücksichtslosen und unkontrollierten Urbanisierung, und man hat das Gefühl, einen Raum zu betreten, in dem alle Parameter außer Kraft gesetzt sind. »Hier gibt es keinen Staat«, erzählen die Vorstadtpriester, obwohl die *Villa Ramón Carrillo* über eine Grundschule und eine Arztpraxis verfügt.

Die Pfarrkirchen liegen häufig an den Rändern dieser Siedlungen, als wollten sie die Verbindung zur »normalen« Stadt aufrechterhalten. Am Rand einer anderen Vorstadt, der *Villa-21*, befindet sich sogar ein Stützpunkt der »Seestreitkräfte«. Junge, hochgewachsene Männer in khakifarbenen Uniformen und kugelsicheren Westen. Paradoxerweise wird

der Eindruck der Unsicherheit durch ihre Anwesenheit noch verstärkt. Viele Taxifahrer weigern sich, in die Vorstädte zu fahren. »Da wirst du überfallen und ausgeraubt«, sagen sie. Pedro Baya, Pfarrer der *Inmaculada*-Kirche in der *Villa Ramón Carrillo*, leugnet es nicht: »Ab und zu pfeifen einem hier die Kugeln um die Ohren«, erklärt er, seelenruhig.

Jorge – der Erzbischof ist mit seinen Priestern per Du – kommt in die Vorstädte und stattet Jahr für Jahr sämtlichen Gemeinden dort seinen Besuch ab. Sogar mehrmals im Jahr. Zum Patrozinium, zur Marienprozession, zum Einkehrtag, zu dem einen oder anderen besonderen Anlass, zum jährlichen Treffen der Priester oder der Lehrkräfte an den katholischen Schulen vor Ort. Läuft er mit bei einer Prozession, so bleibt er stehen, um mit den Leuten zu reden, größtenteils Einwanderern aus Paraguay, Bolivien, Peru und dem argentinischen Hinterland. Er tritt so anders auf, als man es traditionell von einer erzbischöflichen Autorität erwartet, dass die eingewanderten Gläubigen aus Peru geradezu enttäuscht waren, als sie ihn das erste Mal sahen, weil er, wie Pfarrer Pedro erzählt, »nicht in einer Limousine und mit Trompetenschall« Einzug hielt.²

Bergoglio kennt jeden der 800 Priester seines Bistums persönlich. Seit seinem Amtsantritt als Erzbischof hat er darauf hingearbeitet, die Präsenz der Priester in den Vorstädten zu verstärken. Inzwischen hat jede Gemeinde in den *Villas* zwei oder drei Geistliche. Als er die Leitung der Diözese übernahm, waren sie zu elft, heute sind es 23. Sie können ihn direkt anrufen. Er ist ihnen nahe, hört ihnen zu, hilft ihnen und steht ihnen auch in persönlichen Krisenzeiten bei. Bergoglio verurteilt nicht, er begleitet. Er weiß, dass die Priester – wie Padre Pepe Di Paola berichtet, der jahrelang als sein Vikar für die Vorstädte zuständig war – Vertrauen zu ihm haben, dass sie ihm mehr vertrauen als anderen Bischöfen, dass sie ihm offen und ehrlich

erzählen, was sie erleben, und dass sie oft in die Kathedrale kommen: »Nicht aus Pflichtgefühl, sondern um in geistlichen Dingen seinen Rat zu hören.«³

Früher gingen die Priester zum Erzbischof in die Kurie, heute kommt der Erzbischof zu ihnen. Das ist der Unterschied. Bergoglio, so sagen die Priester, ist »greifbar«. Ganz gleich, wo die Probleme liegen – oder »das« Problem. Zum Beispiel, wenn ein Priester am Scheideweg steht und sich fragt, ob er nicht lieber offen mit einer Frau zusammenleben will. In Buenos Aires erzählt man sich die Geschichte von einem Priester, der zu Jorge gegangen sei und ihm erklärt habe, er habe sich für eine Beziehung mit einer Frau entschieden. Einverstanden, antwortet der Erzbischof, dann ist es jetzt wohl an der Zeit, den Priesterstand aufzugeben: »Aber warte noch ein paar Jahre mit dem Kinderkriegen.« Nach zwei Jahren geht die Beziehung auseinander, der ehemalige Priester kehrt zurück und gesteht, er habe eingesehen, dass das Priestertum seine wahre Berufung sei. Einverstanden, antwortet der Erzbischof, dann leiten wir das Wiedereinsetzungsverfahren ein: »Aber vorher lebst du fünf Jahre lang als Laie in Keuschheit.« Heute, so heißt es, ist der Mann einer der angesehensten Priester der argentinischen Hauptstadt.

Jorge kennt die staubigen Wege und grauen Bäume der Vorstädte, und er kennt die Blicke ihrer Einwohner, die bald herzlich und froh und dann wieder misstrauisch und verschlossen sind. Er kennt die von Schlaglöchern übersäten und von liegengeliebenen, tausendfach geflickten Autos gesäumten Straßen. Er kennt die Kinder, die neben den Abwasserinnalen spielen, die Mutter, die ihrer Tochter die Flöhe abliest, und die herrenlosen Hunde, die träge von einer Straßenecke zur nächsten streunen. Hier und dort trägt ein Schild

auf einer Baracke mit vernagelten Fenstern die vollmundige Aufschrift: »Getränke, Eis, Brot, Reinigungsmittel«. Ein Stück weiter hat jemand mit der Hand »Internet« auf eine verschlossene Tür geschrieben.

Jorge kennt die Eisengitter, die wie irrsinnig Türen und Fenster, Veranden und sogar den winzigen Innenhof des Gemüseladens verrammeln. Selbst die Nische des heiligen Kajetan, zu dem man um Brot und Arbeit betet, ist von einem so dichten Metallgitter geschützt, dass man das Bild nicht einmal erkennt. In den anderen Slums ist es genauso. Jorge ist an den Anblick der chaotischen, heruntergekommenen Häuserreihen gewöhnt. Auf die verputzte erste Etage hat man aus Backstein ein zweites und dann auch noch ein drittes Stockwerk gesetzt. Improvisierte Balkone, halbfertige Räume ohne Dach, die ein oder zwei oder drei Jahre lang so bleiben und als Terrassen benutzt werden, um die Wäsche aufzuhängen. Auf der Straße liegen Mülltonnen, Metallteile und Gestelle von Tischen und Betten. Auf der anderen Seite einer Überführung liegt eine noch prekärere Wohngegend: die *Villa Esperanza*. Die Gassen sind so eng, dass ein einzelner Mensch kaum hindurchpasst. An einer Baracke aus Zement, kaum größer als eine Gefängniszelle, hängt ein Schild: »Zu verkaufen«.

Der Erzbischof von Buenos Aires war jahrhundertlang eine »Macht«. Auf der *Plaza de Mayo* sind die Mächte der Landeshauptstadt symbolisch vereint: die *Casa Rosada* (der Präsidentenpalast), die Kathedrale, das Rathaus und das Wirtschaftsministerium. »Bergoglio«, erklärt Padre Di Paola, »hat nie von der *Plaza de Mayo*, sondern immer von den Orten der Schmerzen, des Elends und der Armut aus auf die Wirklichkeit geschaut. Von ganz unten, von den Elendsvierteln und Krankenhäusern aus.«

Seinen Priestern schärft Jorge ein, dass ein Geistlicher nie Funktionär sein darf, dass er die Menschen dort abholen muss, wo sie stehen, in ihrer konkreten Situation, dass er »im Beichtstuhl sehr barmherzig« sein, den Zugang zu den Sakramenten erleichtern und »sofort jedem, der ihn darum bittet, von den Dingen Gottes geben« soll.⁴ Und zwar ohne Gegenleistung, denn der Priester ist nicht Eigentümer, sondern nur Vermittler der Gaben Gottes. Die Priester wissen, dass Jorge hart mit denjenigen ins Gericht geht, die die Beziehungen zu den Gläubigen durch Regeln, Hindernisse und kirchliche Bürokratie erschweren wollen.

Persönlich hegt der Erzbischof, der sich wie irgendein beliebiger Priester unter die Bevölkerung der Metropole mischt, die Überzeugung, dass die Verbindung zu den Armen ein spiritueller Reichtum ist und dass gerade die Beziehung der Armen zu Gott von einer besonderen Authentizität und Sensibilität geprägt ist. Die Option für die Armen – festgeschrieben auf den großen Versammlungen des lateinamerikanischen Episkopats der vergangenen 50 Jahre: Medellín, Puebla, Santo Domingo, Aparecida – ist für ihn von grundlegender Bedeutung. Nicht aus ideologischen, sondern aus zutiefst religiösen Gründen. Hirten sein, die »genauso riechen wie die Schafe«, das ist sein Motto.⁵ Dieser Gedanke lässt ihn sein Leben lang nicht los.

Jorge weiß, dass die Elendsviertel auch eine gewaltgeprägte Welt sind. Die Brutalität liegt in der Luft, trotz der scheinbaren Ruhe der Frauen, die vor den Türen der Häuser sitzen, der Männer, die sich trinkend und schwatzend auf den Stühlen lümmeln, der Kinder, die in der Weihnachtszeit – dann ist Sommer in Buenos Aires – in kleinen Plastikbecken planschen. Jorge lässt sich nicht täuschen und zieht sich dennoch nicht zurück. Er hat keine Angst.

In der *Villa Ramón Carrillo*, wenige Schritte von der Pfarrkirche entfernt, zeugt ein geschwärzter Hauseingang von der Strafexpedition einer Familie, deren Sohn bei einem Bandenkrieg von einer verirrten Kugel getroffen worden war. Anderswo geschieht noch Schlimmeres. Eine bürgerliche Familie aus Buenos Aires, die ein kleines Mädchen aus der Vorstadt adoptiert hatte, erfuhr durch die Bilder, die das Kind malte, und mit der Hilfe von Psychologen, dass sie mitangesehen hatte, wie ein Kind abgetrieben und der Fötus an die Hunde verfüttert worden war.⁶

Dem Pfarrer Pedro Baya hat sich der Tag einer Tauffeier ins Gedächtnis eingebrannt. Er stand gerade neben dem Altar, um das Sakrament zu spenden, als plötzlich ein verfolgter Kleinkrimineller heftig keuchend in der Tür der Barackenkirche auftauchte. Der Bestohlene hatte ihn gepackt und schlug mit dem Pistolenknäuf auf seinen Schädel ein. »Der Junge lag auf den Knien und heulte. Da packte der Verfolger die Pistole mit beiden Händen und schrie: ›Ich bring dich um, ich bring dich um!‹ Entsetzt überließ ich das Baby seinen Eltern und rannte zur Tür, um ihn aufzuhalten.« Der Junge wurde in letzter Sekunde gerettet und mit blutüberströmtem Kopf ins Krankenhaus gebracht. An der Schwelle der Kirche blieb eine große Blutlache zurück. »Mit Aids infiziertes Blut«, erinnert sich der Pfarrer, »also haben wir uns vor dem Aufwischen die Handschuhe angezogen.«

Jorge ist schon mehrmals an dieser schmiedeeisernen, grün lackierten Tür vorbeigegangen. Der Pfarrer hat sich nicht getraut, ihm die Geschichte zu erzählen. Doch der Erzbischof hat in anderen Gegenden, die er sehr gut kennt, viele ähnliche Geschichten gehört. Er weiß nicht nur aus dem Fernsehen, wie es in dieser Welt zugeht: Er kennt ihren Geruch, ihre Gesichter, sie ist ein Teil seines Lebens.

Neben der Gewalt herrschen in den Vorstädten die Drogen. Die Drogenbosse leben anderswo, in den allerbesten Gegenden. Doch die Dealer leben hier. Sie verkaufen »Paco«, eine Billigdroge auf Kokainbasis, fünf Pesos oder wenig mehr, die »dir das Hirn wegsprengt«, wie sie in Buenos Aires sagen. Sie macht schnell abhängig und wird den Kindern schon angeboten, wenn sie dreizehn oder vierzehn sind oder sogar noch jünger. Es sind dieselben Kinder, die auf einer Beerdigung dem Pfarrer um den Hals fallen, während er durch den Stoff ihrer Jacken hindurch den Pistolenknopf spürt. Dieselben, die in Häuser einbrechen, um den Stoff zu bezahlen, und die irgendwann so gestört sind, dass sie die Passanten auf offener Straße überfallen.

Die Drogen sind ein kapitales Problem, weil sie die Verbreitung von Waffen unter den Minderjährigen fördern. 2009 haben die *Curas vileros*, die Vorstadt-priester, demonstrativ in die nationale Debatte über eine eventuelle Legalisierung der Drogen eingegriffen und eine harte Anklageschrift veröffentlicht. Darin schreiben sie, dass »in den Vorstädten eine faktische Liberalisierung und Legalisierung herrscht«. Das Problem, so heißt es in dem Text, seien nicht die Bewohner der Elendsviertel, sondern der Drogenhandel, der sie missbraucht und sich an ihnen bereichert. Das Dokument hatte großen Einfluss auf die öffentliche Meinung. Die Drogenbosse reagierten prompt: »Du verschwindest hier, oder du bist ein toter Mann«, drohte ein Maskierter, der Padre Pepe Di Paola eines Nachts im April in einer Gasse der *Villa-217* den Weg versperrte.⁷

Ohne zu zögern machte Erzbischof Bergoglio die Sache zu seiner eigenen und erneuerte die Anklage. Zwei Tage später griff er in der Messfeier auf dem Platz vor der Kathedrale die »mächtigen Händler der Finsternis« öffentlich an und berichtete von den Drohungen gegen seinen Priester. Pepe, der das

Dokument initiiert hatte, fühlte sich beschützt und die anderen Vorstadtpriester empfanden dasselbe: »Mir wäre es lieber, selber zu sterben, als dass sie dich umbringen«, sagte der Erzbischof zu Pepe. Und die Drogenhändler führten ihren Mordplan nicht aus, auch wenn Pepe sich bald darauf gezwungen sah, die *Villa-21* zu verlassen.

Wenn Jorge in die Metroschächte hinabsteigt oder mit seiner schwarzen Aktenmappe den Bus nimmt, trägt er all das mit sich. Er ist weder naiv noch fatalistisch. Er ist einfach nur davon überzeugt, dass er sich als »Hirte, der seiner Herde nachgeht«, in seiner Amtsausübung nicht für die Paläste, die Limousinen, die Chauffeure und die Eskorten entscheiden darf. Ihm ist bewusst, dass die Drogenhändler vor nichts zurückschrecken – auch nicht vor den Kirchenfürsten. 1993 ist der mexikanische Kardinal Juan Posadas Ocampo bei einem Blutbad getötet worden, das die gnadenlosen Killer des *Tijuana-Kartells* auf dem Flughafen von Guadalajara anrichteten. Die offizielle Untersuchung kam zu dem Schluss, es habe sich um ein tragisches Zusammentreffen gehandelt – als sei der Purpurträger nur zufällig in eine Schießerei zwischen rivalisierenden Banden geraten. Doch später stellte sich heraus, dass Ocampo über heimliche Absprachen zwischen Drogenhändlern und Vertretern der örtlichen Politik informiert gewesen und von Regierungsseite aufgefordert worden war, diese Informationen für sich zu behalten.

Auch Erzbischof Bergoglio hat solche Warnungen erhalten. 2012 ließen ihm einige Gewerkschaftler mitteilen, er solle vorsichtig sein: Gewisse Gruppen wollten ihm Böses und es sei vielleicht besser, nicht ohne Geleitschutz durch die Stadt zu gehen. »Ich werde die Straße nie verlassen«, lautete seine Antwort.⁸ Und als seine Vorstadtpriester ihn vor Überfällen warnten, reagierte er genauso.